

Entstehung der modernen Kunstauffassung aus dem nordischen Geist 1

OTABE Tanehisa

Die Idee der Klassik impliziert den Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Fordert die Idee der Romantik ebenso Allgemeingültigkeit wie die der Klassik? Oder ist die Romantik, im Gegensatz zur Klassik, sich ihrer Relativität bewußt und mit einer bestimmten Gegend verbunden? Die folgenden Überlegungen sprechen die Vermutung aus, daß die Romantik aus dem „nordischen“ Geist der Kunst entstand, der in der Mitte des 18. Jahrhunderts mit der „Wiederbelebung der Gotik“ anfang.

Im Paarbegriff „klassisch - romantisch“, der aus A. W. Schlegels Vorlesung „Kunstlehre“ (1801-02) stammt,¹⁾ reflektiert sich die „Querelle des anciens et des modernes“.²⁾ Hier soll erörtert werden, was für Vorstellungen von den Richtungen wie Ost-West oder Süd-Nord die „Querelle“ voraussetzte. Was den Norden und den Süden betrifft, orientierte man sich — wie zu zeigen sein wird — an den Alpen: Unter dem Norden verstand man Frankreich, ferner Deutschland und England, und unter dem Süden Italien bzw. Griechenland. Der geographische Gegensatz zwischen dem Norden und dem Süden wurde aber auch auf den geschichtlichen Gegensatz zwischen der modernen Welt und dem klassischen Altertum projiziert. Auf der anderen Seite, mit dem Gegensatz zwischen dem Westen und dem Osten meinte man den Gegensatz zwischen dem christlichen Europa und dem heidnischen Griechenland, sowie der dem Griechentum vorhergehenden hebräischen Welt (und oft auch der arabischen Welt). Die „Querelle“ wurde also nicht nur zwischen den Alten und den Modernen, sondern auch zwischen dem Süden und dem Norden und zwischen dem Osten und dem Westen geführt.

Hier ist zu berücksichtigen, daß den klassischen Theorien zufolge der Norden dem Süden, der ausschließlich einen exemplarischen Wert hat, nachfolgen soll. In seiner Schrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke“ (1755) behauptet Winckelmann, einer der wichtigsten Vertreter des Klassizismus in der Mitte des 18. Jahrhunderts:

Der Geschmack, den diese [griechische] Nation ihren Werken gegeben hat, ist ihr eigen geblieben; er hat sich selten weit von Griechenland entfernt, ohne etwas zu verlieren, und unter entlegenen Himmelsstrichen ist er spät bekannt geworden. Er war ohne Zweifel ganz und gar fremde unter einem nordischen Himmel, zu der Zeit, da die beiden Künste, deren große Lehrer die Griechen sind, wenig Verehrer fanden. (. . .) Und

- 1) Siehe August Wilhelm Schlegel, Kritische Ausgabe der Vorlesungen, Paderborn 1989, Bd.1, S.195.
- 2) Zur „Querelle des anciens et des modernes“ siehe meinen Aufsatz, The Transformation of German Aesthetics in the Eighteenth Century Seen from a Semiotic Point of View, in: Transactions of the Eighth International Congress on the Enlightenment at Bristol, Juli 1991. Studies on Voltaire and the Eighteenth Century 305 (1992), S.1467-71.

man muß gestehen, daß die Regierung des großen Augusts der eigentliche glückliche Zeitpunkt ist, in welchem die Künste, als eine fremde Colonie, in Sachsen eingeführt worden. Unter seinem Nachfolger, dem deutschen Titus, sind dieselben diesem Lande eigen worden, und durch sie wird der gute Geschmack allgemein. (. . .) Dresden wird nunmehr Athen für Künstler. ³⁾

Das Ideal des Klassizismus liegt darin, daß der Norden vom Süden kolonisiert und durchdrungen wird, um sich die ihm „fremde“ Kunst „eigen“ zu machen. Dem Klassizismus zufolge kann der Norden keinen ihm eigenen Wert haben. Während die Partei der „anciens“ die Kolonialherrschaft des Norden durch den Süden rechtfertigte, wollte die Partei der „modernes“ — so läßt sich vorhersagen — einen „Krieg“ mit dem Ziel führen, sich aus der Kolonialherrschaft zu befreien.

Im folgenden ist zu klären, wie die „Modernen“ die aus der südlich-klassischen Norm befreite und dem Norden eigene Kunstform etablierten. Dabei soll zugleich darauf hingewiesen werden, was für Veränderungen der Vorstellungen von den Richtungen die neue (sozusagen post-koloniale) Situation zur Folge hatte, welche durch die Befreiung des Norden aus der Kolonialherrschaft am Anfang des 19. Jahrhunderts verursacht wurde.

1. Kritik an der nordischen Moderne bei Condillac und Rousseau

In der hinterlassenen Abhandlung „Essai sur l'origine des langues“, ⁴⁾ macht Rousseau einen Unterschied zwischen den alten „langues du midi“ (Sprachen des Südens) und den modernen „langues du nord“ (Sprachen des Nordens) und plädiert für die ersten. Um die Bedeutung der Kritik Rousseaus an der nordischen Moderne ganz zu begreifen, muß man aber zuerst Condillacs „Essai sur l'origine des connaissances humaines“ (1746), der Rousseaus „Essai“ voranging, in Erwägung ziehen.

1-1

Condillacs Diskussion ist dadurch charakterisiert, daß er sich auf Grund der Kritik am Eurozentrismus zu einer Art von Relativismus bekennt. Condillac behauptet, der Maßstab der „Wahrscheinlichkeit“ bzw. der „Natürlichkeit“ sei nicht allgemeingültig, wie der Klassizismus meint, sondern verändere sich je nach der Gegend und der Zeit. Wenn man die Anderen beurteilen solle, dürfe man also nicht nach seinem Maßstab der „Wahrscheinlichkeit“ bzw. der „Natürlichkeit“ folgen, sondern „man müsse sich in ihre Lage versetzen“ („il faut se mettre à leur place“). Das klassizistische Ideal der „Wahrscheinlichkeit“, das den Anspruch auf

3) Johann Joachim Winckelmann, *Sämtliche Werke*, hrsg. von J. Eiselein, 1825: ND: Osnabrück 1965, Bd.1, S.7-8.

4) Rousseau schrieb diese Abhandlung 1761 ins Reine, aber sie erschien erst 1781 in seiner postum veröffentlichten Schrift „*Traité sur la musique*“. Siehe Jean-Jacque Rousseau, *Œuvres complètes*, Edition Gallimard 1959-95, Bd.5, S.cxcvii-ccii.

Allgemeingültigkeit erhebt, verstecke eigentlich die Relativität des Klassizismus selbst.⁵⁾

In bezug auf den Ursprung der Sprachen behauptet Condillac, daß die ursprünglichen Sprachen die der Gebärden seien, weil die „ersten„ Menschen nicht in der Lage seien, ihre Stimmorgane leicht zu meistern. Die wilden Gebärden verliehen der sie begleitenden Stimme die Heftigkeit. Die ursprüngliche Rede sei also voll von „heftigem Tonfall“ und eine Art von „Gesang“. ⁶⁾ Eine solche Charakteristik finde sich beispielweise in den griechischen und lateinischen Sprachen. „(. . .) ceux qui se mettront à la place des Grecs et des Romains,“ so heißt es, „ne seront point étonnés que leur déclamation fût un véritable chant. (. . .) Des peuples, accoutumés à conduire leur voix par des intervalles marqués, trouveroient notre prononciation d'une monotonie sans ame“. ⁷⁾ Der Unterschied zwischen den langen und kurzen Vokalen und der Akzent durch den Tonfall machten die Musikalität der beiden Sprachen aus.

Die Sprachen verlören aber an Musikalität. Condillac schreibt:

Le climat, ⁸⁾ n'a pas permis aux peuples froids et flegmatiques du Nord de conserver les accents et la quantité que la nécessité avoit introduits dans la prosodie à la naissance des langues. Quand ces barbares eurent inondé l'empire Romain et qu'ils en eurent conquis toute la partie occidentale, le latin, confondu avec leurs idiômes, perdit son caractère. Voilà d'où nous vient le défaut d'accent que nous regardons comme la principale beauté de notre prononciation: cette origine ne prévient pas en sa faveur. ⁹⁾

Mit dem durch die Völkerwanderung verursachten Zusammenbruch des Römischen Reiches verschwinde die Charakteristik der ursprünglichen Sprachen und an Stelle der letzteren entstünden die unmusikalischen Sprachen, die sich auf dem „Phlegma“ des „Nordens“ stützten.

Condillac formuliert also den Entwicklungsprozeß der Sprachen in einer geographischen Perspektive wie folgt: „A suivre mes conjectures, si les Romains ont dû être plus sensibles à l'harmonie que nous, les Grecs y ont dû être plus sensibles qu'eux, et les Asiatiques encore plus que les Grecs: car plus les langues sont anciennes, plus leur prosodie doit approcher du chant“. ¹⁰⁾ Hier ist ein sowohl geographischer als auch geschichtlicher Prozeß „Asien - Griechenland - Rom - Frankreich“ angenommen. ¹¹⁾ Mit den „asiatischen“ Sprachen meint

5) Etienne Bonnot de Condillac, *Essai sur l'origine des connaissances humaines*, hrsg. von C. Porset. Auvers-sur-Oise 1973. Part.II, sect.I, § 16,24,30,117.

6) Siehe op.cit., § 13-14.

7) Siehe op.cit., § 18.

8) Zur Theorie des Klimas im 18. Jahrhundert siehe Robert Shackleton: *Montesquieu. A Critical Biography*. Oxford 1961. S.302-19.

9) Siehe op.cit., § 56.

10) Siehe op.cit., § 65.

11) Bei Condillac sind die geographischen Bestimmungen „Ost-West“ und „Süd-Nord“ zugleich geschichtliche Bestimmungen. Was den Süden betrifft, bezieht er vorzüglich auf das gräko-lateinische Altertum (§ 40), obwohl er zugleich eine Verbindung mit dem modernen Italien behält (§ 28,33). In bezug auf den Süden behauptet Condillac, Spur der ursprünglichen Sprachen der Gebärden finde sich noch jetzt im „Süden in Asien“, nämlich in der südlichen Gegend im Osten (§ 66).

Condillac die „hebräische Sprache“ oder die „orientalischen Sprachen“, die dem Griechischen vorangingen. ¹²⁾ Condillac behauptet, die „orientalischen Sprachen“ würden durch den Überfluß der „Figuren“ charakterisiert, der auf den orientalischen „Enthusiasmus“ zurückzuführen sei. Sie schienen „uns“ Modernen voll von „Schwulst“ und deswegen „verwerflich“ zu sein. Aber weil die Orientalen ein anderes „Temperament“ als das „Phlegma“ der „Nordischen“ hätten, seien die „orientalischen Sprachen“ und das moderne „Französische“ nicht nach demselben Maßstab zu messen. Mit dem vom Osten nach Westen und vom Süden nach Norden verlaufenden geschichtlichen Prozeß verlören die Sprachen an ihrer ursprünglichen Charakteristik, nämlich der Musikalität und der Fülle von Figuren. Die Modernen hätten kein „Recht“, die orientalischen Sprachen zu „verwerfen“, obwohl die Musikalität der letzteren ihnen „unnatürlich“ zu sein scheine. ¹³⁾

Daraus folgt aber nicht, daß Condillac den geschichtlichen Prozeß der Sprachen ausschließlich als einen Rückschritt betrachtet. Im folgenden soll der 12. Abschnitt „Des inversions“, in dem er die Vorteile und Nachteile sowohl der alten als auch der modernen Sprachen behandelt, herangezogen werden.

Condillac weist darauf hin, daß die „Inversionen“, die oft in den alten Sprachen (z. B. im Lateinischen) wegen der Deklination möglich waren, nicht in den modernen Sprachen (z. B. im Französischen) erlaubt sind. Er behauptet, die „Inversionen“ widersprüchen zwar manchmal dem „arrangement naturel des idées“ bzw. der „liaison des idées“ ¹⁴⁾ (nämlich der „natürlichen Ordnung der Gedanken“ bzw. der „Verbindung der Gedanken“). ¹⁵⁾ Aber dank eines solchen Widerspruchs habe die umgestellte Wortstellung einen Vorteil im Vergleich zu derjenigen Wortstellung, die der „Verbindung der Gedanken“ entspreche. Wenn ein Satz die der Ordnung der Gedanken entsprechende Wortstellung habe, komme der Geist des Lesers bzw. des Hörers sofort dazu, die Bedeutung des Satzes zu erfassen, weil die Worte sozusagen die transparenten Medien seien, welche die Gedanken durchsichtig machten. Im Gegensatz dazu erscheine derjenige Satz, dessen Wortstellung der Ordnung der Gedanken widerspreche, dem Leser bzw. dem Hörer zuerst rätselhaft, weil die umgekehrte Wortstellung die „Verbindung der Gedanken“ störe. Um ein solches Rätsel zu lösen, werde er nun gezwungen, mit seiner „Einbildungskraft“ die „Gedanken zueinander von sich selbst in Beziehung zu setzen“. Aber eben dadurch könne er „mit größerer Lebendigkeit“ die „Verbindung der Gedanken fühlen“, weil er sie sozusagen von ihm selbst wiederhergestellt habe. Mit anderen Worten, die rätselhafte Wortstellung mache dem Leser bzw. dem Hörer die Aktivität seiner verstehenden Tätigkeit bewußt. Daraus folge, daß ein Satz mit einer umgestellten Wortstellung einen völlig anderen „Effekt“ auf die „Einbildungskraft“ des Lesers bzw. des Hörers mache als der Satz ohne Inversionen, auch wenn die beiden Sätze dieselben Gedanken zum Ausdruck brächten. Kurzum, der „Vorteil“ der „Inversionen“ bestehe darin, „die Kraft und die Lebendigkeit des Stils zu vermehren“. ¹⁶⁾

12) Siehe op.cit., § 66,76,78.

13) Siehe op.cit., § 18,78.

14) Dazu siehe Ulrich Ricken, Condillacs liaison des idées und die clarté des Französischen, in: Die neueren Sprache 12 (1964).

15) Condillac, op.cit., § 117.

16) Siehe op.cit., § 121.

Daraus ergibt sich die Frage, ob bei den modernen Sprachen der Verlust an dem Vorteil der alten Sprachen nicht ersetzt wird. Im Anschluß an das Französische behauptet Condillac, für einen solchen Verlust werde das Französische mit der „Einfachheit und Genauigkeit der Ausdrucksweise entschädigt“, was „zu Fortschritten des philosophischen Geistes beitrage“. ¹⁷⁾

Daraus folgt, daß Condillac zwischen den modernen Sprachen des „philosophischen Geistes“ und den alten Sprachen der „Einbildungskraft“ einen Unterschied macht:

L'analyse et l'imagination sont deux opérations si différentes qu'elles mettent ordinairement des obstacles aux progrès l'une de l'autre. (. . .) La nôtre [langue], par la simplicité et par la netteté de ses constructions, donne de bonne heure à l'esprit une exactitude dont il se fait insensiblement une habitude, et qui prépare beaucoup les progrès de l'analyse; mais elle est peu favorable à l'imagination. Les inversions des langues anciennes étoient au contraire un obstacle à l'analyse, à proportion que, contribuant davantage à l'exercice de l'imagination, elles le rendoient plus naturel que celui des autres opérations de l'ame. ¹⁸⁾

Condillac zufolge unterscheiden sich die „Sprachen der Einbildungskraft“ und die ‘Sprachen des philosophischen bzw. analytischen Geistes’ nicht nur in den rein grammatischen Dimensionen (z. B. im Satzbau oder in der Wortstellung), sondern auch darin, worauf die beiden zielen: Während die ‘Sprachen der Einbildungskraft’ darauf zielen, einen lebendigen Effekt auf die Einbildungskraft des Lesers bzw. des Hörers zu machen, kommt es bei den ‘Sprachen des philosophischen Geistes’ darauf an, die Gedanken deutlich zu analysieren. Weiterhin wird die Eigenschaft des Geistes durch die grammatischen Charakteristika der Sprachen, die er benutzt, bestimmt, weil die Sprachen nichts anderes als die Medien sind, in denen und durch die der Geist sich ausbildet. Während der Geist, der sich an die ‘Sprachen der Einbildungskraft’ gewöhnt hat, lebendig ist, ist der Geist, der die ‘Sprachen des philosophischen Geistes’ erlernt hat, mit dem analytischen Denken vertraut.

Die ‘Sprachen der Einbildungskraft’ und die ‘Sprachen des philosophischen Geistes’ machen also zwei „Pole“ aus:

Il faudroit (. . .) imaginer deux langues: l'une qui donnât tant d'exercice à l'imagination, que les hommes qui la parleroient déraisonneraient sans cesse; l'autre qui exerçât au contraire si fort l'analyse, que les hommes à qui elle seroit naturelle se conduiroient jusques dans leurs plaisirs comme des géomètres qui cherchent la solution d'un problème. Entre ces deux extrémités, nous pourrions nous représenter toutes les langues possibles, leur voir prendre différens caractères selon l'extrémité dont elles se rapprocheroient, et se dédommager des avantages qu'elles perdroient d'un côté, par ceux qu'elles acquerroient de l'autre. La plus parfaite occuperait le milieu, et le peuple qui la parleroit seroit un peuple de grands hommes. ¹⁹⁾

17 Siehe op.cit., § 124.

18 Siehe op.cit., § 156.

19) Siehe op.cit., § 156.

Hier nimmt Condillac zwei „imaginäre“ Sprachen an, nämlich erstens die Sprache, die sich ausschließlich auf die Einbildungskraft bezieht, und zweitens die Sprache, die sich ausschließlich mit der philosophischen Analyse beschäftigt. Die geschichtliche Entwicklung der Sprachen, die vom Osten nach Westen und vom Süden nach Norden verläuft, ist nichts anderes als der Übergang von der ersten zur zweiten Sprache. Obwohl Condillac vom relativistischen Standpunkt aus die Mannigfaltigkeit der Sprachen anerkennt, meint er zugleich, daß sich alle existierenden Sprachen auf der zwischen diesen zwei Polen gezogenen geraden Linie befinden. Condillac behauptet, der Unterschied der einzelnen Sprachen bestehe darin, welche Stelle sie auf dieser Linie einnehmen, mit anderen Worten, wie weit sie von dem einen Pol entfernt seien und dementsprechend sich dem andern Pol näherten. Und die Sprachen würden für den Verlust, der durch die Entfernung von dem einen Pol verursacht werde, mit dem Vorteil entschädigt, der ihnen dadurch zugeteilt werde, daß sie sich dem andern Pol näherten. Daraus ergibt sich nun die Frage, welche Stelle — Condillac zufolge — die ideale Sprache einnimmt? „Die vollkommenste Sprache,“ heißt es, „nimmt die Mitte ein.“ Daraus ist zu erkennen, daß Condillac nach der Synthese der beiden sich gegenüberstehenden Glieder (nämlich des Ostens und des Westens, des Südens und des Nordens, und ferner der Alten und der Modernen) strebt, ohne eines der beiden Glieder mit dem Opfer des andern zu privilegieren.

Zusammenfassend: Den vom Osten nach Westen und vom Süden nach Norden verlaufenden Entwicklungsprozeß der Sprachen betrachtet Condillac von zwei Gesichtspunkten aus. Dem ersten zufolge, der die Musikalität oder die Lebendigkeit der Sprache betrifft, werden die alten Sprachen, nämlich die östlichen oder südlichen Sprachen für ideal gehalten, während die nordischen als ein Rückschritt gedeutet werden. Andererseits vom zweiten Gesichtspunkt aus betrachtet werden die nordischen Sprachen, besonders das Französische, wegen der Genauigkeit hochgeschätzt. Aufgrund der beiden Gesichtspunkte erkennt Condillac zwar den Vorteil der nordischen Moderne an, aber zugleich weist er auf ihren Nachteil hin, der darin liegt, von der „Einbildungskraft“ abzusehen und die philosophische Analyse einseitig zu bevorzugen. Dadurch wird die neue Aufgabe gestellt, den Gegensatz zwischen den nordischen und den südlichen Sprachen aufzulösen. Hier ergibt sich die Frage, welche Sprache diese Aufgabe erfüllen kann. Condillac antwortet: „ces obstacles surmontés, y a-t-il rien de plus beau que les constructions de notre langue?“²⁰⁾ Hier wird postuliert, daß sich die französische Sprache in der Mitte zwischen den beiden Polen der Sprachen befinden wird, obwohl er nicht konkret darüber diskutiert, wie das gegenwärtige Französische die „Hindernisse“ beseitigen könnte. Condillacs Diskussion über die Richtungen konzentriert sich auf die „Mitte“ als ein Ideal.

1-2.

Condillac gegenüber begreift Rousseau in seinem „Essai sur l'origine des langues“ den Gegensatz zwischen dem Süden und dem Norden als unversöhnbar. Im folgenden soll sein Unterschied zwischen den „Sprachen des Südens“ und den „Sprachen des Nordens“ in

20) Siehe op.cit., § 125.

Erwägung gezogen werden.

„Le genre humain né dans les pays chauds,“ heißt es, „s’etend de là dans les pays froids.“²¹⁾ Wie Condillac vertritt Rousseau die These, daß die Geschichte vom Süden nach dem Norden sich entwickelt.²²⁾

Über die ursprünglichen „Sprachen des Südens“ schreibt er: „(. . .) les sons seroient très variés, et la diversité des accens multiplieroit les mêmes voix: La quantité [et] le rythme seroient de nouvelles sources de combinaisons; en sorte que (. . .) l’ on chanteroit au lieu de parler. (. . .) Cette langue (. . .) persuaderoit sans convaincre.“²³⁾ Die ursprünglichen Sprachen, die wegen ihres Unterschiedes zwischen langen und kurzen Vokalen und ihres Akzentes durch den Tonfall als die Musik gekennzeichnet würden, dienten nicht dazu, vernünftig zu beweisen, sondern dazu, leidenschaftlich und beredtsam zu überreden.²⁴⁾ Wie seien nun die „Sprachen des Nordens“ entstanden? Daran hätten nicht nur das „nordische“ Klima, sondern die Erfindung der „Schrift“ Anteil. Vor der Erfindung der Schrift hänge die Bedeutung eines Wortes von dem Ort ab, wo es gesprochen werde. Dasselbe Wort habe verschiedene Bedeutungen, je nachdem es mit verschiedenem Tonfall ausgesprochen werde. „(. . .) celui qui parle,“ heißt es, „varie les acceptions par les tons. (. . .) les sons, les accens, les inflexions de toute espèce (. . .) rendent une phrase, d’ ailleurs commune, propre seulement au lieu où elle est.“ Aber die Erfindung der Schrift trenne die Sprachen von den einzelnen bzw. einmaligen Örtern ab, wo sie benutzt seien. Dadurch entstehe die von den einzelnen Örtern unabhängige „allgemeine“ Bedeutung, was zwar zur „Klarheit“ und „Exaktheit“ der Sprachen beitrage, aber zugleich die den ursprünglichen Sprachen eigenen „Stärke“ vermindere. Dabei komme es außerdem darauf an, daß derjenige, der sich einmal an die Schrift gewöhnt habe, „spreche, als ob er schreiben würde“ und „beim Reden nur lesen“ könne. Mit anderen Worten, die Schrift „veränderte“ das „Genie der Rede“, das ihr vorangehe.²⁵⁾

In bezug auf die modernen Sprachen schreibt Rousseau: „Les langues modernes cent fois mêlées et refondues gardent encore quelque chose de ces différences²⁶⁾. Le François, l’ Anglois, l’ Allemand sont le langage privé des hommes qui (. . .) raisonnent entre eux de sang-froid; mais les ministres des Dieux annonçant les mistères sacrés, les sages donnant des loix aux peuples, les chefs entraînant la multitude doivent parler Arabe ou Persan. Nos langues valent mieux écrites que parlées.“²⁷⁾ Der Unterschied zwischen den „Sprachen des Südens“ und den „Sprachen des Nordens“ finde sich noch in den modernen Sprachen, obwohl sich die letzteren miteinander vermengt hätten. Während das Französische, das Englische und das Deutsche noch die Eigentümlichkeiten der „Sprachen des Nordens“ behielten, seien die „orientalischen Sprachen“ wie das Arabische oder das Persische als „südlich“ einzustufen. In der modernen

21) Rousseau, op.cit., Bd.5, S.394.

22) Rousseaus Kritik an Condillacs Auffassung der Sprachen (siehe op.cit., S.380,1544) wird hier nicht erwähnt, weil sie unsere Diskussionen nicht betrifft.

23) Siehe op.cit., S.383.

24) Der Gegensatz zwischen Beweisen (bzw. Überzeugen) und Überreden geht auf die klassische Rhetorik Platons zurück.

25) Siehe op.cit., S.388.

26) Nämlich, die Unterschiede zwischen den „Sprachen des Süden und den „Sprachen des Norden“.

27) Siehe op.cit., S.409.

Welt zeige sich der Gegensatz zwischen dem Süden und dem Norden in dem Gegensatz zwischen dem Osten (bzw. der arabischen Welt) und dem Westen (bzw. der europäischen Welt).

Daraus ergibt sich, daß Rousseaus Bestimmung der „Sprachen des Nordens“ die Kritik an der modernen europäischen Sprachen zur Folge hat. Wie wird nun das Italienische, das sich innerhalb Europas im Süden befindet, zu beurteilen? „La langue italienne“, heißt es, „non plus que la française n'est point par elle-même une langue musicale.“²⁸⁾ Die italienische Sprache sei nicht südlich, sondern nordisch wie „alle anderen europäischen Sprachen“. ²⁹⁾ Wie beurteilt nun Rousseau das Lateinische? Er schreibt: „Le latin, langue plus sourde et moins musicale fit tort à la musique en l'adoptant.“³⁰⁾ Das Lateinische, das bei Condillac wegen seines Wohlklanges als ein Vorbild der 'Sprachen der Einbildungskraft' betrachtet wurde, wird von Rousseau als nordisch gekennzeichnet. Mit anderen Worten, Rom gehört nicht mehr zum Süden.

Daraus ist zu erkennen, daß Rousseau in dem, was auf den ersten Blick südlich zu sein scheint, nordische Elemente enthüllt. In bezug auf das Griechentum schreibt er:

L'étude de la philosophie et le progrès du raisonnement ayant perfectionné la grammaire ôtèrent à la langue ce ton vif et passionné qui l'avoit d'abord rendue si chantante. (. . .) Aussi dès que la Grèce fut pleine de Sophistes et de Philosophes n'y vit-on plus ni poètes ni musiciens célèbres. En cultivant l'art de convaincre on perdit celui d'émouvoir. Platon lui-même jaloux d'Homère et d'Euripide déclia l'un et ne put imiter l'autre.³¹⁾

Hier macht Rousseau einen Unterschied zwischen der vor-platonischen und der nach-platonischen (bzw. der vor-sokratischen und der nach-sokratischen) Stufe und plädiert für die erste. Er behauptet, nach Platon bzw. Sokrates verwandele sich die griechische Sprache, die eigentlich „singend“ gewesen sei, unter dem Einfluß der Philosophie und der Sophistik in diejenige Sprache, welche sich ausschließlich auf das Beweisen beziehe. Die Kritik an den modernen europäischen Sprachen erstreckt sich auf die griechische Sprache, die nach Platon bzw. Sokrates gesprochen war.

Worauf zielt nun Rousseaus Kritik an den „Sprachen des Nordens“ ab? Im letzten Abschnitt „Rapport des langues aux gouvernements“ behauptet er, die antiken „Sprachen des Südens“, welche die „langues populaires“ seien, dienten dazu, die bürgerliche bzw. populäre Öffentlichkeit zu bilden. Denn in der antiken Welt müßten die freien Bürger, die sich in den Plätzen versammelten, in der Lage sein, ihre Meinungen öffentlich und beredtsam zu äußern und die anderen Bürger zu überreden. Erforderlich seien also die „langues sonores,

28) Siehe op.cit., S.392.

29) Daraus ist zu ersehen, daß Rousseau im „Essai sur l'origine des langues“ seine frühere These, daß die italienische Sprache für die Musik geeignet sei, nicht mehr vertritt. „Or s'il y a en Europe une langue propre à la Musique,“ heißt es in den „Lettres sur la musique française“ (1753), „c'est certainement l'Italienne; car cette langue est douce, sonore, harmonieuse, et accentuée plus qu'aucune autre.“ op.cit., S.297.

30) Siehe op.cit., S.425.

31) Siehe op.cit., S.425.

prosodiques, harmonieuses, dont on distingue le discours de fort loin.“ Mit einem Wort, die „Sprachen des Südens“ seien die „langues favorables à la liberté“. Im Gegensatz dazu seien die „Sprachen des Nordens“ seien in der modernen Welt nicht erforderlich, weil mit der Entstehung der modernen staatlichen Macht kein Raum für die Beredtsamkeit bestehe. Weder könnten noch dürften sich die Untertanen in den öffentlichen Plätzen sammeln. Sie sprächen die Sprache, mit der sie „sich nicht dem versammelten Volk verständlich machen könnten“. Mit anderen Worten, die modernen Sprachen dienten nicht mehr dazu, die bürgerliche Öffentlichkeit zu bilden, wie die „Sprachen des Südens“, sondern sie seien die „sklavischen Sprachen“, die nur im „privaten“ Raum gesprochen würden.³²⁾ Zwar gäbe es in der modernen Welt außer den privaten Räumen die gesellschaftlichen Verhältnisse. Aber die letzteren seien nicht durch die freien Gespräche zwischen den Mitgliedern hervorgebracht, wie es in der antiken Welt der Fall gewesen sei. In der modernen Welt, der die Bedürfnisse zugrunde lägen, seien die Individuen wesentlich voneinander „gesondert“ („épars“). Sie könnten sich nur „avec du canon et des écus“, nämlich durch die militäre Macht und die Wirtschaft aufeinander beziehen.³³⁾ Daraus ergibt sich, daß Rousseaus Kritik an den „Sprachen des Nordens“ nichts anderes ist als die Kritik an der modernen Welt, die aus den privaten, wirtschaftlichen und staatlichen Räumen besteht.³⁴⁾

Rousseau stimmt mit Condillac darin überein, die musikalischen Sprachen des Südens von den philosophischen Sprachen des Nordens zu unterscheiden. Aber er verleugnet den Versuch Condillacs, auf die Mitte der beiden Sprachen abzielen. Bei Rousseau verschärft sich die Kritik an der nordischen Moderne.

2. Die Erfindung der nordischen Kunst durch Hurd und Herder

Condillac und Rousseau zufolge ist die nordische Moderne für die Kunst ungünstig, weil sie zum analytischen Denken neigt. Jedoch in der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden neue Diskussionen, welche die Eigentümlichkeit des Nordens betonen und für die dem Norden eigene Kunst plädieren. Der Norden, in dem die neu erfundene nordische Kunst blüht, ist aber nicht mit Frankreich gleichgesetzt. Die Möglichkeit der nordischen Kunst wird von den englischen und deutschen Kunsttheoretikern befürwortet, die einen Einwand gegen den französischen Klassizismus erheben.

2-1.

Zuerst soll Addisons Abhandlung in der Zeitschrift „The Spectator“ (1711, Nr.160) erwähnt werden, die der Klimalehre im 18. Jahrhundert einen Weg bahnte. Addison behauptet, in den wahren Genies zeige sich „something nobly wild and extravagant, (. . .) that is infinitely

32) Hier soll daran erinnert werden, daß Rousseau geschrieben hat: „Le François, l'Anglois, l'Allemand sont le langage privé des hommes qui . . . raisonnent entre eux de sang-froid.“ op.cit., S.409.

33) Siehe op.cit., S.428-9.

34) Siehe ferner Rousseaus Abhandlung „Prononciation“ (Bd.2, S.1250).

more beautiful than all the Turn and Polishing of what the French call a Bel Esprit“. ³⁵ Mit anderen Worten, der französische Klazissismus habe keinen Raum für die Genies. Wo könnten nun die Genies auftreten? Addison antwortet:

Many of these great natural Genius's that were never disciplined and broken by Rules of Art, are to be found among the Ancients, and in particular among those of the more Eastern Parts of the World. Homer has innumerable Flights that Virgil was not able to reach, and in the Old Testament we find several Passages more elevated and sublime than any in Homer. At the same Time that we allow a greater and more daring Genius to the Ancients, we must own that the greatest of them very much failed in, or, if you will, that they were much above the Nicety and Correctness of the Moderns. (. . .) In short, to cut off all Cavelling against the Ancients, and particularly those of the warmer Climates, who had most Heat and Life in their Imaginations, we are to consider that the Rule of observing what the French call the Bienseance in an Allusion, has been found out of latter Years and in the colder Regions of the World; where we would make some Amends for our want of Force and Spirit, by a scrupulous Nicety and Exactness in our Compositions. Our Countryman *Shakespear* was a remarkable Instance of this (. . .) kind of great Genius's. ³⁶

Hier sind die „östlichen Teile“, die ein „warmes Klima“ haben, den „kalten Gebieten“ gegenübergestellt. Addison behauptet, dem „warmen Klima“ entsprechend würden die „Alten“, die den „Osten“ bewohnten, durch die „Hitze“, die „Erhabenheit“ bzw. das „Fliegen“ der Einbildungskraft charakterisiert. Innerhalb der „warmen“ Gebiete fänden sich solche Charakteristika deutlicher bei Homer als bei den römischen Dichtern, und im hebräischen Alten Testament als in den Homerischen Epen. Anders gesagt, im „östlichsten“ Teil der Welt zeigten sich am reinsten die Eigenschaften der „Alten“. Im Gegensatz dazu seien die „kalten Gebiete“ von den „Modernen“ (nämlich den „Franzosen“ und - wie der Ausdruck „wir“ zeigt - den Engländern) bewohnt, die durch die „Genauigkeit und Korrektheit“ des Geistes gekennzeichnet würden. Daraus ist zu ersehen, daß Addison in bezug auf den Gegensatz zwischen dem „Süden“ und dem „Norden“ bzw. zwischen dem „Osten“ und dem „Westen“ Condillacs und Rousseaus Diskussionen vorwegnimmt.

Im Unterschied zu Condillac und Rousseau unterwirft Addison jedoch den französischen Klassizismus der scharfen Kritik. Die klassizistische Kunsttheorie lehnt die durch die „kühne“ Metaphorik verursachte „Dunkelheit“, die den Barock charakterisiert, ab und fordert an ihrer Stelle den „Anstand“ (la „bienséance“). Im Gegensatz dazu bejaht Addison jene kühne Metaphorik der östlichen Alten, welche die Lebendigkeit ihrer Einbildungskraft ersehen läßt.

Der Kritik an der klassizistischen Kunsttheorie liegt seine Überzeugung zugrunde, daß die vom Klassizismus vorgeschriebenen „Regeln der Kunst“ mit dem klassischen Griechentum nichts zu tun haben. Er behauptet, die „Regeln der Kunst“ seien von den Modernen aufgrund des den „kalten Gebieten“ eigenen Ideals der „Genauigkeit und Korrektheit“ erfunden worden,

35 The Spectator, hrsg. von D. F. Bond, Bd.2, Oxford 1965, S.126.

36 Siehe op.cit., S.127ff.

um die ihnen mangelnde Lebendigkeit der Einbildungskraft zu ersetzen. Mit anderen Worten, das klassizistische Ideal der „Genauigkeit und Korrektheit“ sei nur ein moderner Ersatz für den Mangel der von den „Regeln der Kunst“ freien Schaffenskraft gewesen. Für Addison gibt es also keine Möglichkeit der den „Modernen“ eigenen nordischen Kunst.

Hier ergibt sich aber eine Frage in bezug auf seine Beurteilung von Shakespeare: „Our Countryman Shakespear was a remarkable Instance of this (. . .) kind of great Genius's.“ Zwar ist es kein Wunder, daß der anti-klassizistische Addison Shakespeare hochschätzt. Jedoch ist zu fragen, wie er Shakespeare, den Dichter im „kalten“ Land, den Dichtern in den „warmen“ Gebieten gleichstellen kann. Diejenige Theorie wird erfordert, die erklären kann, warum Shakespeare, frei vom modernen Ideal der „Genauigkeit und Korrektheit“, die Lebendigkeit der Einbildungskraft haben konnte, wie Homer oder die hebräischen Dichter, obwohl er im kalten Land geboren war.

2-2.

Zweitens soll Richard Hurds Abhandlung „Letters on Chivalry and Romance“ (1762) berücksichtigt werden, die den Paarbegriff „klassisch - gotisch“ einführte.³⁷⁾ Sie greift das Thema auf, daß nach der Renaissance die italienischen und die engländischen Dichter (z. B. Ariosto, Tasso, Spenser, Milton und Shakespeare) sich nicht das „klassische“ Altertum zum Muster hatten, sondern von den „gothic romances“, die die „barbare“ (nämlich die mittelalterliche) Welt darstellten, bezaubert waren. Aus Trotz gegen jene „philosophischen Modernen“, welche Einwände gegen die „gothic romances“ erheben, versucht Hurd, die obenerwähnten Dichter zu verteidigen.³⁸⁾ Im folgenden soll betrachtet werden, was für Vorstellungen von den Richtungen seiner Verteidigung der „gothic romances“ zugrunde liegen.

Hurd zufolge bezieht sich das „Klassische“ auf den „Osten“, während sich das „Gotische“ mit dem „Westen“ und zwar mit dem „Nordwesten“ befaßt, weil das „Gotische“ dadurch entstand, daß die „nordischen Nationen“ in den „Westen“ eindrangen.³⁹⁾

Wie legitimiert Hurd das „Gotische“ als eine „nordische“ bzw. „nordwestliche“ Kunstform im Unterschied zum „Klassischen“, das sich im „Osten“ befindet? An einem Beispiel der Architektur schreibt Hurd:

When an architect examines a Gothic structure by Grecian rules, he finds nothing but deformity. But the Gothic architecture has its own rules, by which when it comes to be examined, it is seen to have its merit, as well as the Grecian. The question is not, which of the two is conducted in the simplest or truest taste: but whether there be not sense and design in both, when scrutinized by the laws on which each is projected.⁴⁰⁾

37) Zum Einfluß Hurds auf Deutschland siehe J. Engell, *Romantische Poesie: Richard Hurd and Friedrich Schlegel*, in: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen*, 230 (1993).

38) Richard Hurd, *The Works*, 8 Bde., ND: Hildesheim, Bd.4, S.239.

39) Siehe op.cit., S.258, 274, 285

40) Siehe op.cit., S.296.

Hurd behauptet, die gotische Architektur sei mit der griechischen inkommensurabel, weil die beiden nach völlig anderen Regeln gebaut seien. Es gehe nicht darum, welche von den beiden Bauarten zum „wahren Geschmack“ geeignet sei, sondern darum, ob jede Bauart nach dem ihr eigenen „Plan“ entworfen sei. Die Kritik an der gotischen Bauart entstehe aus dem Fehler, das „Gotische“ nach dem ihm fremden Maß, nämlich demjenigen des „Klassischen“ zu messen.

Eine solche Unterscheidung der beiden Bauarten wendet Hurd auf die Dichtung an und differenziert zwischen der „klassischen“ und der „gotischen“ Dichtung. Er untersucht, nach welchen „Regeln“ jede Art der Dichtung konstruiert wird. Er stellt fest, daß sich die „klassische“ Dichtung auf die Regel der „drei Einheiten“ (nämlich der Einheit des Ortes, derjenigen der Zeit und derjenigen der Handlung) stützt, von denen die Einheit der Handlung vom Klassizismus für die gründlichste gehalten wird. Hurd behauptet jedoch, daß die Einheit der „Handlung“ auf die „gotische“ Dichtung nicht anzuwenden sei. In bezug auf Spencers „Fairy Queen“ schreibt er:

If you ask then, what is this Unity of Spenser's Poem? I say, It consists in the relation of its several adventures to one common original, the appointment of the Fairy Queen; and to one common end, the completion of the Fairy Queen's injunctions. (. . .) This, it is true, is not the classic Unity, which consists in the representation of one entire action:⁴¹⁾ but it is an Unity of another sort, an unity resulting from the respect which a number of related actions have to one common purpose. In other words, it is an unity of design, and not of action.⁴²⁾

Ein klassisches Gedicht bekomme seine Einheit dadurch, daß es eine in sich vollendete Handlung eines Helden (z. B. Odysseus' Rückkehr nach der Heimat Ithaka) darstellt. Im Gegensatz dazu würden in der „Fairy Queen“, wie Spenser selbst im Brief an Sir W. Raleigh schreibe, „zwölf Abenteuer“ erzählt, die „zwölf verschiedene Ritter“ gewagt hätten. Hier bleibe zwar kein Raum für die „klassische Einheit“, doch sei nicht die andere Art von Einheit zu übersehen, die darin bestehe, daß jeder Ritter auf „die Ausführung der Befehle der Feenkönigin“ abzielt.⁴³⁾ Auf diese Weise rechtfertigt Hurd die von der „ostlichen“ bzw. „klassischen“ Kunstform wesentlich unterschiedene „nordische“ bzw. „westnordische“ Kunstform.

Hurds Diskussion verliert aber an Klarheit, wenn er sich gegen den „exakten aber kalten“ französischen Klassizismus wendet. Insofern er den französischen Klassizismus und das klassische Altertum gemeinsam als „klassisch“ charakterisiert, ist er nicht in der Lage, den französischen Klassizismus im Unterschied zum klassischen Altertum als „exakt aber kalt“ zu

41) Hurds Definition der „klassischen Einheit“ beruht darauf, daß Aristoteles in der „Poetik“ das „Trauerspiel“ als die „Nachahmung einer (. . .) vollständigen, und eine Größe habenden Handlung“ bestimmt. Siehe Aristoteles, Dichtkunst, ins Deutsche übersetzt von Michael Conrad Curtius, Hannover 1753. ND: Hildesheim 1973, S.11f.

42) Siehe Richard Hurd, op.cit., S.300.

43) Siehe op.cit., S.298-300.

kennzeichnen. ⁴⁴⁾ Daraus ist zu ersehen, daß Hurd die Argumentation fehlt, die zwischen dem französischen Klassizismus und dem klassischen Altertum differenzieren kann.

Wenn man sich hier an Addisons Abhandlung erinnert, kann man folgern, daß sich Hurd und Addison ergänzen. Addison behauptete einerseits, das klassizistische Ideal der „Genauigkeit und Korrektheit“ sei von den „Modernen“ in den „kalten Gebieten“ als ein Ersatz für den Mangel der lebendigen Schaffenskraft erfunden worden und habe also mit dem klassischen Griechentum nichts zu tun. Eine solche Charakterisierung des Klassizismus fehlt Hurd. Andererseits mußte Addison Shakespeare mit Homer gleichstellen, um den ersten gegen die Angriffe des Klassizismus zu verteidigen. Um Shakespeare im Unterschied zu Homer zu kennzeichnen, wird — so läßt sich schließen — Hurds Unterscheidung zwischen dem Klassischen und dem Gotischen benötigt.

2-3.

In einer solchen Lage erschien Herders Abhandlung „Shakespear“ (1773). Herder schreibt:

In Griechenland entstand das Drama, wie es in Norden nicht entstehen konnte. In Griechenland wars, was es in Norden nicht seyn kann. In Norden ists also nicht und darf nicht seyn, was es in Griechenland gewesen. Also Sophokles Drama und Shakespears Drama sind zwei Dinge, die in gewißen Betracht kaum den Namen gemein haben. ⁴⁵⁾

Hier stellt Herder „Griechenland“ dem „Norden“ (d. h. England) sowohl geo-graphisch, als auch geschichtlich gegenüber. Weil man — so behauptet Herder — diesen Gegensatz keineswegs berücksichtigte und Shakespeare nur vom klassischen Gesichtspunkt aus läse, sei man gezwungen, Shakespeare entweder zu „verläumden“ oder ihn zu „entschuldigen“, „seine Schönheit nur immer mit Anstoß gegen die Regeln zu wägen“. Durch dieses Entweder-Oder könne man jedoch nicht Shakespeare adäquat begreifen. Hier sei gefordert, den „Gesichtspunkt“ zu „verändern“ und Shakespeare nach dem „nordischen“ Maß zu beurteilen.

⁴⁶⁾ Hurds Einfluß auf Herder läßt sich daraus ersehen, daß Herder oft Hurds Abhandlung „Letters on Chivalry and Romance“ erwähnt. ⁴⁷⁾

Shakespeare nach dem nordischen Maß zu beurteilen, heißt, sein Drama von seinem Ursprung her, nämlich nach „Zeitgeist, Sitten, Meinungen, Sprache, Nationalvorurtheilen, Traditionen, und Liebhabereien“ der zeitgenössischen Engländer zu begreifen. ⁴⁸⁾ Dadurch ergibt sich der Unterschied zwischen Shakespeare und Sophokles:

44) Siehe op.cit., S.311-14.

45) Johann Gottfried Herder, Sämtliche Werke, hrsg. von B. Suphan, 33 Bde. ND: Hildesheim 1967-68. Bd.5, S.209f.

46) Siehe op.cit., S.208f.

47) Siehe op.cit., Bd.5, S.523, Bd.9, S.523, Bd.25, S.63f.

48) Siehe op.cit., Bd.5, S.217.

Shakespear (. . .) fand keinen so einfachen Volks- und Vaterlandscharakter [wie Sophokles], sondern ein Vielfaches von Ständen, Lebensarten, Gesinnungen, Völkern und Spracharten — der Gram um das Vorige wäre vergebens gewesen; er dichtete also Stände und Menschen, Völker und Spracharten, König und Narren, Narren und König zu dem herrlichen Ganzen! Er fand keinen so einfachen Geist der Geschichte, der Fabel, der Handlung: er nahm Geschichte, wie er sie fand, und setzte mit Schöpfergeist das verschiedenartigste Zeug zu einem Wunderganzen zusammen, was wir, wenn nicht Handlung im Griechischen Verstande, so Aktion im Sinne der mittlern, oder in der Sprache der neuern Zeiten Begebenheit (evenement) grosses Eräugniß nennen wollen. (. . .) Wenn in Jenem [= dem Griechen] Eine singende feine Sprache, wie in einem höhern Äther tönet, so spricht dieser [= Shakespear] die Sprache aller Alter, Menschen und Menschenarten, ist Dollmetscher der Natur in all' ihren Zungen. ⁴⁹⁾

Der Klassizismus macht Shakespeare wegen des Mangels der „Einheit der Handlung“, bzw der „Simplicität der Griechischen Fabel“ Vorwürfe. ⁵⁰⁾ Dabei ist aber vorausgesetzt, daß das Ideal der „Einheit der Handlung“ allgemeingültig ist. Im Gegensatz dazu stellt Herder die Frage, wie und warum das Ideal der „Einheit der Handlung“ in Griechenland entstand, und sucht dessen Ursprung in dem „einfachen“ Charakter der damaligen Griechen. Herder zufolge „fand“ der griechische Dichter einen „einfachen Geist der Geschichte, der Fabel, der Handlung“. Das „Künstliche“ der griechischen „Regeln“ war also „keine Kunst“, sondern „Natur“. ⁵¹⁾ Im Gegensatz dazu „fand“ Shakespeare „ein Vielfaches von Ständen, Lebensarten, Gesinnungen, Völkern und Spracharten“, und „setzte“ daraus ein „grosses Eräugniß“ „zusammen“. Im Drama Shakespeares wird nicht „Eine Handlung Eines Orts und Einer Zeit“ dargestellt, ⁵²⁾ sondern „Alle Episode aus aller Welt Ende“ kann „vorgetragen werden, so Disparat sie sey, wenn sie nur zur Bewürkung der Hauptbegebenheit einfließt“. ⁵³⁾ Während das klassische Drama auf die „Einheit der Handlung“ abzielt, stellt das nordische Drama aus dem gegebenen Mannigfaltigen ein ganzes „Ereignis“ her. Darauf stützt sich das Charakteristikum der nordischen Kunst.

Hieraus ergibt sich, worin der Fehler des französischen Klassizismus liegt. Herder behauptet, der französische Klassizismus trenne die Regel der „drei Einheiten“ von ihrer „Genese“ ab und verallgemeine die erstere, was dazu führe, das griechische Drama nur äußerlich „nach(zu)äffen“. Herder sagt: „und was hülfe also alles Äussere so genau erhaltne Einerlei?“ Das französische Drama sei also nur eine „Puppe“, der „Geist, Leben, Natur, Wahrheit“ fehle. ⁵⁴⁾

An dieser Stelle ist festzustellen, daß es Herder zufolge bei dem französischen Klassizismus um die europäische Moderne geht, die sich durch die abstrakte Allgemeinheit kennzeichnen läßt. In der Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“ (1774)

49) Siehe op.cit., S.218f.

50) Siehe op.cit., S.210f.

51) Siehe op.cit., S.211.

52) Siehe op.cit., S.226.

53) Siehe op.cit., S.245.

54) Siehe op.cit., S.210, 214, 216.

schreibt Herder: „Darf ich beweisen, was der neuere Witz für eine edle Mechanische Sache sey? (. . .) Welch ein Schauspiel ist mehr Marionette eines schönen Regelmaaßes — welche Lebensart mehr Äfferei einer leichten Mechanischen Höflichkeit, Lustigkeit und Wortzierde — welche Philosophie mehr das Ausgekrante weniger Sentiments, und eine Behandlung aller Dinge in der Welt nach diesen Sentiments geworden, als die — ?⁵⁵⁾ Affen der Humanität, des Genies, der Fröhlichkeit, der Tugend, und eben weil sie nichts, als das sind, und so leicht nachgeäfft werden können, sind sies für ganz Europa“.⁵⁶⁾ Der Grund, warum sich der moderne Geist, der durch den mechanischen „Esprit“⁵⁷⁾ charakterisiert werde, in ganz Europa verbreitet habe, liege nicht nur darin, daß sich der mechanische Esprit leicht nachahmen lasse, sondern auch darin, daß der moderne Mensch, vom Körper getrennt, sozusagen zum reinen Geist geworden sei: „unsre Weisheit so fein und unkörperlich — ist abgezogner Geist“.⁵⁸⁾ Eine solche Abstraktheit führe zur Allgemeingültigkeit des modernen Geistes, weil er von den einzelnen Verhältnissen absehe. Die „Maschinen der kalten Europäischnordischen Abstraktion“⁵⁹⁾ kennzeichne den modernen Geist.

Zusammenfassend: Einerseits rechtfertigt Herder die von der griechischen Kunst wesentlich unterschiedene „nordische“ Kunst und verteidigt Shakespeare gegen die Angriffe des französischen Klassizismus. Andererseits charakterisiert er den französischen Klassizismus durch die „kalte() Europäischnordische() Abstraktion“.

Hier ist zuerst zu beachten, daß der Norden von Herder zweideutig verstanden ist. Dementsprechend wird der Norden in „Frankreich“ und die anderen Länder (besonders England und Deutschland) eingeteilt. Was für Bedeutungen eine solche Einteilung zur Folge hat, soll im 4. Abschnitt erörtert werden. Zweitens ist zu berücksichtigen, daß Herder zufolge die „nordische“ Kunst mit der „Abstraktion“ des nordischen Geistes nichts zu tun hat. Hier ergibt sich aber die Frage, ob es nicht unter der Voraussetzung der Abstraktion des nordischen Geistes die dem Norden eigene Kunst geben kann, die im Unterschied zum französischen Klassizismus nicht die klassische Kunstform nachahmt. Das soll im nächsten Abschnitt erörtert werden.

55) Hier „blockert“ Herder das Wort „französische“.

56) Siehe op.cit., S.537.

57) Siehe op.cit., S.565.

58) Siehe op.cit., S.544.

59) Siehe op.cit., S.564.